

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 27. Mai 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW, Neubrückstraße 3

Bestellungen

für den Monat Juni

auf die „Halle'sche Zeitung“, Landeszeitung für die Provinz Sachsen...

— Postzeitungsliste Nr. 243 — Expedition der „Halle'schen Zeitung“

Die Jarenkrönung in Moskau.

Der geistliche Krönungstag war von prächtigem Wetter begünstigt. Früh 7 Uhr wurden 21 Kanonenschüsse abgefeuert...

Nachdem sich Dienstag früh alle zur Krönung geladenen und befohlenen fürstlichen und amtlichen Zeugen in der Uspehnik-Kathedrale eingefunden hatten...

Gegen einhalb ein Uhr war die Krönungs-Ceremonie beendet. Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich darauf nach der Verhöhrungs-Kathedrale...

Auf dem ganzen Wege des Krönungszuges, vom Innern des Schlosses nach der Krönungskirche und zu den übrigen Kirchen des Krem, bildeten Truppen Spalier.

Auf dem ganzen Wege des Krönungszuges, vom Innern des Schlosses nach der Krönungskirche und zu den übrigen Kirchen des Krem, bildeten Truppen Spalier.

Die Kaiserin-Witwe. Sobald sie vom Minister des kaiserlichen Hofes benachrichtigt ist, daß die Gebete beendet sind, begibt sie sich zur Kaiserin-Witwe mit Krone und Kaiserantel...

Standarte des Kaisers, das Siegel des Kaisers, den Mantel der Kaiserin, den Mantel des Kaisers, den Reichsapfel, das Szepter, die Krone der Kaiserin, die Krone des Kaisers.

Bei dem Eintritt in die Kathedrale vollzogen das Kaiserpaar drei Krönbeugungen vor der heiligen Pforte und reichte die heiligen Wälder; begibt sich auf die mittlere Ertrabe und nimmt dort auf den Thronen der Jaren Michael Fedorowitsch und Johann III. Platz.

Der Kaiser erhebt sich, gibt die Krone auf's Haupt, während der Geistliche laut betet, dann nimmt er das Szepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand, setzt sich auf den Thron, gibt die beiden Krönigen zurück und ruft die Kaiserin zu sich.

Der Kaiser erhebt sich, gibt die Krone auf's Haupt, während der Geistliche laut betet, dann nimmt er das Szepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand, setzt sich auf den Thron, gibt die beiden Krönigen zurück und ruft die Kaiserin zu sich.

Der Kaiser erhebt sich, gibt die Krone auf's Haupt, während der Geistliche laut betet, dann nimmt er das Szepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand, setzt sich auf den Thron, gibt die beiden Krönigen zurück und ruft die Kaiserin zu sich.

Der Kaiser erhebt sich, gibt die Krone auf's Haupt, während der Geistliche laut betet, dann nimmt er das Szepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand, setzt sich auf den Thron, gibt die beiden Krönigen zurück und ruft die Kaiserin zu sich.

voran. Der Kaiser geht hier die Krone, das Szepter und den Reichsapfel an die Großwürdenträger zurück, die sie getragen haben; dann nimmt das Kaiserpaar die heiligen Wälder in die Hände...

Der Jar hat auf Anregung des Großfürsten Sergei eine Gabe von 300 000 Rubeln zur Begründung eines Studenten-Waisenhauses („Convict“) genehmigt. Diese Spende hat eine tiefere Bedeutung.

Anlässlich der Jarenkrönung sind die russischen Grenzen für drei Tage gesperrt. Niemand darf dieselben passieren.

Petersburg, 26. Mai. Soeben giebt von der Stellung herbedenklicher Präsident der maßgeblich in den Staaten...

Die langerwartete Katastrophe auf Kreta

ist plötzlich erfolgt. Seit gestern herricht wilde Anarchie in Ganea. Das türkische Militär hat alle Hügel abgenommen und durchfällt die Straßen...

Vertical text on the left margin containing various small notices and advertisements.

Vertical text on the right margin containing various small notices and advertisements.









(Nachdruck verboten.)

## Trene.

1) Roman von M. Schöpp.

## I. Kapitel.

Die Handels- und Residenzstadt B. ist vielen Reisenden durch ihre eigenthümliche Bauart aufgefallen. Das herzogliche Schloß, der herrliche Marktplatz war früher fast völlig isolirt. Jetzt ist es von modernen Palästen, reizenden Villen umgeben, daß es aussieht wie eine kleine Feste, die die eigentliche Stadt bewacht. Eine breite, schön angelegte Promenade führt zu ihr hin, und hat man seinen Fuß auf das alte holperige Pflaster gesetzt, sieht man die grauen, ehrwürdigen Häuser, die engen Straßen und tiefen Kinnsteine, glaubt man in eine andere Stadt gezaubert zu sein. Alte, theilweise verwitterte Firmenschilder deuten auf renommirte Geschäfte hin; die Leute, denen man begegnet, sind ausnahmslos eilig und sehen immer streng aus. Höchstens, daß einmal ein paar Offiziere aus der Neustadt hinüberkommen, die den reichen, in der Altstadt ansässigen Familien Besuche abstatten. Man hat auch keine Zeit hier, sich aufzuhalten. Von Alters her kannte man hier nur Abreit. Die großen Kaufhäuser, die industriellen Anlagen erfordern den ununterbrochenen Fleiß ihrer Angestellten.

In der ältesten und wohl auch vornehmsten Straße, der Breiten Straße, wohnten die Schlüters. Das massiv gebaute, zwei Stockwerke hohe Haus fiel durch seine breite Front auf. Zwei mächtige Masken davor verperrten eigentlich den Bürgersteig und möblten sich schirmend über das moosbewachsene Dach. Zwei pausbäckige Engel hielten über dem gußeisernen Thor die steinerne Firmentafel; der eine sah dabei gutmüthig auf die Straße hinab, der andere schielte in die Bureaus.

Der Baron v. Bellinghausen, augenblicklicher Chef des Hauses, war dort soeben eingetreten und hatte eine kleine Störung unter den Beamten hervorgerufen. Er erschien selten in den Geschäftsräumen.

„Die Abendpost schon angekommen?“ fragte Bellinghausen den zweiten Buchhalter, dessen Kopf bereits wieder über sein Buch gebeugt war.

„Nein — eine Viertelstunde noch,“ lautete die Antwort.

„Schon gut. Und Depeschen —“

„Glaube nicht. Heinrich weiß, daß sie im Komptoir abzugeben sind.“

„War Mentner heute hier?“ — Gleichgiltig wars ihm. Doch noch wollte er nicht in die Einsamkeit seines Privatkomptoirs zurückkehren; er fürchtete sich heute davor.

„Nein. Es ist heute nicht sein Tag. Soll ich bestellen, daß der Herr Baron —“ fragend sah der Buchhalter ihn an.

„Nein. Nicht nothwendig. Was arbeiten Sie da?“

„Ziehe Konten aus.“

„Lassen Sie sich nicht stören.“

Er ging weiter. Es war ihm kein Geheimniß, daß die Leute ihn noch immer als Fremden, als Eindringling betrachteten. Warum kam man ihm stets mit Mißtrauen entgegen? Warum sah man in ihm nur den Gemahl der Erbin, nur den Herrn Baron?

Er ging weiter und der Buchhalter fing die unterbrochene Rechnung mit ärgerlichem Stirnrinzeln noch einmal von vorn an. Bellinghausen trat an ein leeres Bult, auf dem das Kassensbuch aufgeschlagen lag. Zerstreut blätterte er darin, seine Augen ruhten auf dem schon geschwungenen D und S des Debet und Credit; auf den mit großer Akkuratess geschriebenen Zahlen und er verglich im Stillen seine eigenen steifen, energischen Schriftzüge mit den zierlichen Buchstaben, denen er hier begegnete.

„Schreiberhandwerk!“ dachte er, und klappte fast heftig das Buch zu.

Dem Korrespondenten sah er über die Schulter.

„An Herrn von Winkelmann?“ Was ist's denn mit ihm?“

„Er hat eine Differenz zu zahlen —“ er sah garnicht von seinem Papier auf.

„Thut mir leid, wirklich —“

„Aber er bereute schon seinen Ausspruch, denn er begegnete einem so erstaunten Blick, daß er sich wie auf einer Dummheit ertappt vorkam. Und doch fragte er weiter. —“

„Wieviel?“

„11752 Mark 50 Pfennig.“

Er preßte die Lippen zusammen und wandte sich dann finster ab. Winkelmann war ein früherer Regimentskamerad von ihm.

Der große Pendel der seit einem Menschenalter im Kontor befindlichen Uhr bewegte sich schwerfällig hin und her und bei jeder Schwingung ertönte ein leises surrendes Geräusch und der Sekundenzeiger sprang um einen Strich vorwärts. In fünf Minuten war Geschäftsschluß — und noch immer nicht die Entscheidung!

Langsam ging der Baron zurück, da begegnete er dem sorgenvollen Blick seines Disponenten.

„Sie würden mir einen Gefallen thun, lieber Redlich, wenn Sie mir eine Viertelstunde schenken wollen,“ sagte er ruhig und gleichgiltig, als handle es sich um eine Weinprobe.

„In wenigen Minuten stehe ich zu Diensten, Herr Baron.“ In seinen Blicken verrieth sich warme Theilnahme, als sie dem schönen Manne folgten, und recht beklommen athmete er auf.

Die Thür flog ins Schloß und die Federn flogen kreischend und fragend über das Papier. Im Kassenraum wurde ein Schlüssel geräuschvoll abgezogen: der Kassierer hustete und bewegte sich lärmend in seinem Heiligthum, stets ein Zeichen, daß seine Arbeit vollendet war.

Der Chef der Firma ging ruhelos in seinem kleinen Zimmer auf und nieder. O, diese schreckliche Ungewißheit! Sie raubte ihm den Muth, das Selbstvertrauen; zeigte ihm Bilder der Zukunft, vor denen er die Augen schloß.

Da klopfte es. Er nahm seinen Platz am Schreibtisch ein, und obgleich alles Blut ihm zu Herzen drang und obgleich sich das Zimmer plötzlich um ihn zu drehen schien, seine Stimme klang bei dem „Herein!“ so ruhig und kräftig wie stets; fragend sah er auf den Eintretenden. Man verstand sich zu beherrschen in diesem stolzen, vornehmen Hause.

„Briefe, Heinrich?“

„Eine Depesche an den Herrn Baron.“

„Gut. Sonst nichts?“

Die gnädige Frau sind soeben zurückgekommen. Der eine Fuchs lahm.“

„Gewiß wieder zu stark gefahren!“ rief er ärgerlich, „werde selbst nachsehen; können gehen, Heinrich.“

Nun hatte er das ersehnte Papier in der Hand. Einen Augenblick zögerte er und mit einem Ruck riß er es auf und las —

„Aktien werthlos. Sämmtliche Depeschen gefälscht. Besten Aufruf ein Scheinmanöver!“

Da war sie, die Entscheidung, die Bestätigung dessen, was er geahnt; starr blickte er darauf, minutenlang, und dann faltete er das Formular und legte es vor sich hin. Aus dem Nebenzimmer tönten sechs feierliche Schläge — ein allgemeines Rücken der Schreibbänke, Deffnen und Schließen der Bulte. Einzelne Stimmen sagten „guten Abend“, andere trieben zur Eile — endlich war es still.

„Sie sind Alle gegangen,“ sagte Bellinghausen laut und sah sich um, als suche er den, der die Worte gesprochen und starrte wieder auf das Telegramm.

Er hörte nicht das wiederholte Klopfen an der Thür; und als diese sich endlich öffnete, blickte er müde und gleichgiltig auf.

„Ach, Sie, lieber Redlich.“

„Sie wünschten mich zu sprechen, Herr Baron.“

„Ja, ja — setzen Sie sich; zünden Sie sich eine Cigarre an. Wie lange sind Sie doch hier in der Handlung?“

Der Disponent hatte wohl eine andere Frage erwartet. Er stuzte; durchdringend ließ er seine klugen Augen auf jenem ruhen.

„Es sind wohl 55 Jahr. Als Lehrling trat ich ein und bin in diesen Räumen ergraut. Wenn es Gott gefällt, wird es wohl noch eine Zeit so gehen.“

„55 Jahr in diesen Räumen —“

„Regelte Arbeit, geregeltes Leben waren meine Grundsätze, Herr Baron. Strenge Pflichterfüllung und ein eiserner Wille zeigten mir den Weg, den ich zu gehen hatte. Und wie ich, denken alle Angestellten der Firma.“

„Wie war doch der Jahresabschluss, lieber Redlich, der letzte und der vorletzte?“ fragte der Baron zerstreut.

Die Stirn des alten Mannes umwölkte sich. Was sollte das Verflecken-Spielen?

„Ein befriedigender in jedem Falle,“ sagte er zögernd.

„Ein befriedigender!“ wiederholte Bellinghausen lebhaft, „das denke ich auch; die günstige Bilanz überstieg alle Erwartungen. Und wie glauben Sie dieses Jahr —“ es lag eine bange Frage in seinen Worten.

„Das ist jetzt noch nicht abzusehen, Herr Baron. Wir sind noch im zweiten Quartal. Es können Zufälle eintreten“ — in dringendem Tone fuhr er fort: „Sie haben Nachrichten erhalten? Sind unsere Befürchtungen eingetroffen?“

Sekundenlanges, athemloses Schweigen. Die blauen Augen des Barons starrten düster zu Boden. Härter wurden die Linien um den Mund.

„Verloren!“ preßte er zwischen den Lippen hervor und wagte nicht aufzusehen.

„Alles!“

„Alles!“

Der Alte athmete schwer auf. „Es ist ein harter Schlag, ein großer Verlust; doch —“

Ein rauhes Lachen unterbrach ihn. „Warum nicht deutlicher, besser Redlich? Warum nicht die Wahrheit? Es ist ein Schelmenstück nicht wahr? dessen Kosten ein Anderer zahlt.“

Kopfschüttelnd sah ihn der Disponent an. „Sollen das Selbstwürfe sein? Wollen Sie sich mir gegenüber vertheidigen? Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron. Sie sind der Herr, ich der Diener. Ich kann nur helfen, den Fehler wieder gut zu machen.“

„Wieder gut machen? Wieder gut machen? Ein köstlicher Trost. Sie wissen, daß der Verlust drei Viertel Millionen beträgt.“

„Sie ist verloren?“

„Ja.“

„Und das letzte Opfer half nichts?“

„Nichts.“

Unheimliche Stille herrschte in dem Raum. Der Baron stand am Fenster, seine Brauen waren dicht zusammengezogen; bleich war das Antlitz und in den Augen loderte ein wildes Feuer. Er preßte die Lippen zusammen, um dem, was ihn bestimmte, nicht Worte zu geben; schon jetzt fürchtete er, daß der kluge Greis dort mehr ahnte, als er durfte; daß sein trauriges Geheimniß nicht länger Geheimniß bleiben würde; und wieder söhnte er auf.

Da stand Redlich neben ihm. „Warum diese Verzweiflung, Herr Baron,“ sagte er kalt und sein Gesicht sah jetzt hart aus. „Ich wußte bis heute nicht, daß Edelleuten der Verlust des Geldes so schwer ist. Wenn man eine Handlung begeht, muß man ihre Folgen ertragen. — Sie fragten mich und ich habe Sie gewarnt. Derartige Schwindel-Spekulationen sind uns Kaufleuten nicht fremd. Indessen lag es in Ihrer Macht, mir zu folgen oder nicht. Nun ist das Geld verloren — unsere Firma wird davon wenig berührt. Wir werden trachten, es in einigen Jahren zu ersetzen. — Die Schlüter wußten auch Verluste zu ertragen.“

Da war der selbstbewußte Stolz, die vornehme Gelassenheit, womit man in diesem Hause Allem begegnete. Nicht der Diener, der Beamte sprach so, — es war der Geist des Hauses, der ihm Worte in den Mund legte. Und die strengen Gesichter in

den Rahmen schienen Beifall zu nicken und sahen stolzer noch und trotziger aus denn vorher.

Wenn Sie länger Geschäftsmann sein werden, Herr Baron, werden Sie gleichgiltiger des Glückes Wechselfällen gegenüberstehen. Jetzt sind Sie noch nicht Kaufmann;“ es lag ein wenig Mitleid in dem Ton und Bellinghausen richtete sich plötzlich strammer auf und seine Lippen kräuselten sich verächtlich. „Es bedarf dazu einer langen, langen Lehrzeit. Diejenigen, welche Sie kennen, werden Ihnen keinen Vorwurf machen. Sie handelten kameradschaftlich, als — als Edelmann, als Freund:“ — die blauen Augen flammten auf — „die Uebrigen aber, und leider ist es die gesammte Kaufmannschaft, werden Ihnen kühler entgegenreten; denn man betrachtet diesen Verlust als durch Leichtsinm herbeigeführt, was natürlich dem Ruße der Firma nicht gerade dienlich ist. — Doch, Sie sagten, daß die ganze Angelegenheit privat zwischen Ihnen und Herrn Alsen behandelt wurde? Sie gaben das Geld als Privatmann?“

„Ja.“

„Als Baron Bellinghausen?“

„Ja.“ Die Antwort ward ihm schwer.

„Dann hat das Haus nichts damit zu thun.“ Redlich trat zurück.

Und wieder herrschte Stille. Aber die finstere Verzweiflung war aus den Zügen des Barons gewichen, seine hohe Gestalt schien gewachsen. „Sie haben als Freund gehandelt,“ tönte es in seinen Ohren und gab ihm Muth und Bewußtsein juristisch. Noch immer sah er zum Fenster hinaus in den schweigenden Garten, doch die breite Brust hob sich in freieren Athemzügen und die Augen blitzten stolz und hell. Er bot ein Bild edler, kraftvoller Männlichkeit; und als die Blicke des Disponenten, dessen einst hohe Gestalt nun vom Alter gebeugt, dessen einst braunes Haar nun silberweiß geworden, auf ihm ruhten, da verloren sie nach und nach den Ausdruck kalter Strenge, verriethen wieder die warme Theilnahme, die sie immer für ihn gezeigt.

Unten auf dem Kieswege tönten Schritte und aus dem Buchenlaubengange trat eine hohe imposante Frauengestalt, dicht gefolgt von einem prächtigen Leonberger. Jetzt blieb sie stehen — ob sie auf Jemanden wartete? Sie blickte zurück — und dann langsam, suchend hinauf zu dem vergitterten Fenster. Der Baron trat hastig zurück, obgleich er wußte, daß sie ihn nicht sehen konnte. Eigenthümliche Erregung bemächtigte sich seiner; Ueber-raschung, Neugierde, Trauer, Sehnsucht wechselten in ihm in schneller Folge. Keinen Blick verwandte er von ihr; er merkte es gar nicht, daß auch Redlich hinabschaute, traurig mit dem Kopfe nickte und dann leise zurücktrat, als fürchte er, Zeuge eines Zwiegespräches zu sein, das die Beiden führten. Noch immer haften die traurigen Augen der Frau auf dem Fenster — da schüttelte sie kummervoll das Haupt und beugte sich zu dem Grunde nieder, der schmeichelnd den schönen Kopf in ihre Hand gelehnt. Liebfönd klopfte sie seinen Hals und wandte sich langsam, noch einen letzten, sehnsuchtsvollen Blick zu dem düsteren Hause emporschend, und verschwand in dem Dunkel des Laubenganges.

Der Baron schrak wie aus einem Traum auf. Ja, er schien verlegen, als er den Disponenten noch sah.

„Verzeihen Sie, lieber Redlich,“ sagte er herzlich, „habe Sie hier so lange aufgehalten. Meinen Dank für Ihr Interesse an mir. Sie haben mir so oft schon mit Ihrem Rath beigegeben; Ihre Worte vorhin haben mir den Weg gezeigt, den ich einschlagen muß. Möge ich in Ihnen noch lange, lange einen Freund und Berather haben.“

In warmer Empfindung reichte er ihm die Hand und herzlich schlug der Greis ein. Die Worte klangen so echt, so aufrichtig — Bellinghausen hätte es früher nicht für möglich gehalten, einem Kaufmann gegenüber diesen Ton zu treffen.

Als er allein war, rief er das Fenster weit auf und starrte auf die Stelle, wo sie vorhin verschwunden. Lange, lang. Wie die Schatten unter den Bäumen dunkler wurden und ein kühler Wind ihre Kronen bewegte; bis die Rosa-Wäldchen am Himmel einem dunklen Schleier wichen, der sich mit gepeinigter Schnelligkeit dichter und dichter auf die Erde senkte.

2. Kapitel.

Sie war allen überraschend gekommen, die Verlobung Traute Schlüters mit dem Baron Bellinghausen. Ein Sturm der Entrüstung hatte sich unter den Verwandten erhoben. Konnte das eine Schlüter thun, eine Schlüter so leichten Sinnes sein? Man drohte und bat — vergebens; man suchte umsonst nach einer Verfügung im Testament ihres Vaters, des letzten Inhabers der Firma. Traute ward die Gemahlin des Aristokraten, der Aristokrat Herr im Patrizierhaus. (Fortf. folgt.)

### Etwas mehr Wahrheit!

Die Höflichkeit ist, wie einmal der Fürst Bismarck sich ausgedrückt hat, das Del auf der Maschine, das die Reibung der einzelnen Theile aufhebt oder verringert. Sie zerfällt in eine materielle und eine formelle, die beide zusammen aber auch getrennt vorkommen; die erstere, die den Nebenmenschen kleine Dienste erweist, sie erleichtert, ist eine vortreffliche Eigenschaft und kann nicht genug angestrebt werden, die letztere ist eben jenes besagte Del und ebenfalls wünschenswerth, ja nothwendig, um den Verkehr angenehm zu gestalten; sie hat aber nur soweit volle Berechtigung, als sie diesen Zweck erreichen will; jowie sie darüber hinaus geht, kann sie in hohem Grade schädlich werden.

Es ist nun schwer festzustellen, bis zu welchem Grade die formelle Höflichkeit ausdrückenden Sitten und Redensarten nützlich sind. An sich stehen sie meistens mit der strengen Wahrheit in einem gewissen Widerspruche. Ihre Aeußerungen heucheln oft Interesse, wo die vollständigste Gleichgiltigkeit herrscht, legen eine Anerkennung und ein Wohlwollen dar, welches in Wirklichkeit gar nicht besteht, und übertreiben die eben vorhandenen Gefühle bis zur Verzerrung. Jedenfalls verletzen sie den streng ethischen Standpunkt, nach welchem wir nur das sagen dürften und auch sagen müßten, was unseren Gefühlen und Ansichten wirklich entspricht.

Ueber diesen Standpunkt aber hat sich die Gesellschaft längst hinausgesetzt und halten wir uns nur dann für verbunden, die Wahrheit auszusprechen, wo dies eine besondere Pflicht erheischt. Unnötige und unverlangte Wahrheiten drängen wir nicht auf und vermeiden es sorgfältig, Urtheile, die unangenehm wirken könnten, abzugeben, wenn wir es nicht müssen. Das hat sich alles so herangebildet zur Ermöglichung eines echten und angenehmen gegenseitigen Verkehrs und muß somit als etwas zum Theile Nützlich, zum Theile nicht mehr zu Beseitigendes hingenommen werden.

Aber unsere geselligen Formen gehen weit darüber hinaus und sprechen, lediglich um etwas Angenehmes zu sagen, sehr häufig gerade das Gegentheil von dem aus, was die Ueberzeugung des Sprechenden ist, und schaden damit gedankenlos und ohne es zu beabsichtigen, in ganz außerordentlicher Weise. Das beständige Anerkennen und Loben von Dingen, die man in Wirklichkeit gar nicht anerkennt und gar nicht loben möchte, erzeugt bei denjenigen, die noch prüfen und ihren eigenen Leistungen kritisch gegenüber stehen, eine Unsicherheit, einen Mangel an Vertrauen auf die Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gesagten und dann auch recht viele Enttäuschungen, wenn der, dessen Redensarten sie für ein ehrlich gemeintes Urtheil genommen haben, später die Konsequenzen daraus nicht ziehen und seine geäußerte Ansicht nicht bethätigen will.

Bei denen aber, die nur geringe Lust und Fähigkeit für eine Selbstbeurtheilung besitzen und gern alles Angenehme, was ihnen gesagt wird, als baare Münze annehmen, nur weil es ihnen angenehm ist, ist der Schaden noch viel größer. Denn bei ihnen wird eine immer unangenehme, sehr oft aber geradezu sehr verderbliche Ueberschätzung der eigenen Person und der eigenen Leistungen und infolge dessen eine gefährliche Geringschätzung des Urtheils derer erzeugt, die es wirklich gut meinen und nach ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung ihre Ansicht aussprechen.

Bei dem männlichen Geschlecht schaden die gesellschaftlichen Floskeln mit ihrer übertriebenen Artigkeit und Lobhubelei verhältnißmäßig weniger, weil hier ein gewisses Gegengewicht vorhanden ist und der Mann in seinem Verufe und bei seiner stärkeren Verührung mit dem öffentlichen Leben recht oft kräftig darauf hingewiesen wird, wo er anfängt, unzureichend zu werden, und von Vorgesetzten, Kollegen und Freunden recht tüchtig die Wahrheit gesagt bekommt. Sehr schlimm steht es aber in dieser Beziehung mit den Frauen und namentlich mit den jungen Mädchen, die in einem Alter schon in die Gesellschaft eintreten wo von Menschenkenntniß und Urtheil noch garnicht die Rede sein kann, und die in ihrer Arglosigkeit gar leicht zu dem Glauben geführt werden, die beständigen Artigkeiten, die beständig zur Schau getragene Verehrung ihrer Person seien wirklich so gemeint. Wer hat es nicht schon unzählige Male in der Gesellschaft erlebt, daß Herren und Damen, die wie geflickte Lilien in einer Ecke geduldig das stümperhafte Singen, Klavier- oder Theaterspiel einer Dame über sich ergehen lassen mußten, oder die still ergeben ein schlechtes Aquarell oder Delbild einer ihrer Töchterinnen oder Freundinnen betrachteten, sich dann mit

wahrer Begeisterung auf die Verbrecherin losstürzten, um ihr für den bereiteten Genuß zu danken und zu versichern, wie reizend, süß, unübertrefflich, phänomenal sie gesungen, gespielt oder gemalt habe.

Die beweihräucherte Künstlerin wird dadurch in recht vielen Fällen zu dem Glauben verführt, sie leiste wirklich etwas Bedeutendes und habe garnichts mehr zu lernen nöthig. Die thörichten Höflichkeitsformen haben bei ihr die Fähigkeit der Selbstkritik erstickt und sie bleibt auf einer niedrigeren Stufe stehen, als sie vielleicht ohne diese Redensarten erreicht haben würde. Aber es geht noch weiter. Es giebt ein Ueberbleiben in diesen Redensarten. Das bloße übertriebene unwahre Loben genügt nicht, obwohl man überzeugt ist, daß man es mit gar keinem oder doch sehr ermäßigten Talent zu thun hat, wird nur lediglich, um sich recht angenehm zu lassen, darauf gedrungen, daß gnädiges Fräulein sich ausbilden möchte. Die Tochter hört mit entzücktem Ohr, die Mutter leider häufig nicht minder. Der Gedanke setzt sich fest, weil er gar zu oft wiederholt und eingepreßt wird von sogenannten Freunden und Freundinnen, und nun schreitet man nach und nach zur Verwirklichung, immer von Neuem angestachelt durch hohle, leere Redensarten. Ein tüchtiger Sachverständiger, der um den Rath gefragt wird, rath zwar dringend ab, den Künstlerberuf zu ergreifen, und bittet, ruhig und bescheiden weiter zu arbeiten und mit den erworbenen Fähigkeiten und Kenntnissen das häusliche Leben zu verschönern. Aber immer von Neuem wirkt das Gift. Der Gedanke ist zu schön, daß, die Tochter, die nebenbei schon einige Ballwörter hinter sich hat eine Berühmtheit wird und viel Geld verdienen kann, bekommt doch die Sängerin A., die doch wohl noch zu erreichen sein wird 10 000 Mk. im Jahr, erwirbt doch die Malerin B., die, wie Herr C. so oft versichert hat, auch nicht besser malt wie die Tochter, jährlich sogar 15 000 Mark.

Daß ein schwerer Dornenweg zum Ziele führt, das wird nicht beachtet, ebensowenig wie die unendliche Zahl derer, die unterwegs gescheitert sind und nun zu dem traurigsten Proletariate, dem Kunstproletariate, gehören. Darauf haben die guten Freunde und Freundinnen mit ihrem Gerede natürlich nicht hingewiesen, auch nicht auf die Ausdauer und den Fleiß, den es erfordert, in einem Berufe eine nur etwas höhere Stufe zu erringen, und nun gar noch in dem Berufe einer Künstlerin. Das Ende vom Liede ist fast ausnahmslos, daß man auf halbem oder viertelsten Wege liegen bleibt, um verbittert das Phantom von Ruhm und Reichthum zerrinnen zu sehen.

Wozu diese übertriebenen unwahren Redensarten! Es kann sich Jeder höflich und anerkennend über eine bescheiden auftretende Leistung äußern, ohne sich so auszusprechen, daß es ihm selbst lächerlich vorkommen muß, und ohne solche Ueberschätzung in schwachen Gehirnen hervorzurufen. Wozu denn immer in den Salons und namentlich in dem Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht jede Gelegenheit benutzen, um etwas Schmeicheln und Angenehmes zu sagen? Man erkenne warm jede gute Leistung an, lobe den Eifer und Fleiß, der sich in einer geringeren Kund giebt und, wenn garnichts zu loben ist, spreche man sich wohlwollend über die Wahl des Gegenstandes zc. aus, aber man lasse das Gift aus der Unterhaltung weg.

Was ist denn die Folge von diesem Ueberwuchern unwahrer Schmeicheleien und übertriebener inhaltloser Redensarten? Unsere Geselligkeit hat wahrlich nichts dadurch gewonnen und der Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht ist dadurch vielfach so geschraubt und unnatürlich geworden, daß man ihn möglichst abfürzt. Schränke man doch diese Trivialitäten in der geselligen Unterhaltung ein; der gesellige Verkehr wird dann wesentlich besser und interessanter werden, und wirkliche Unterhaltung, kein bloßes Aneinanderreihen von leeren Phrasen vorherrschen. Dann werden sich die Herren nicht sofort, wenn von Tisch aufgestanden ist, in das Rauchzimmer zurückziehen und alle Damen und Damen aus der Gesellschaft angenehm angeregt und nicht gequält und abgepannt nach Hause kommen.

Also keine Uebertreibung der Höflichkeitsformen und Redensarten und etwas mehr Wahrheit!

### Allerlei.

Selbsthilfe amerikanischer Studentinnen. „The nineteenth century“ bringt aus der Feder von Miss Van ein interessantes Essay über die Selbsthilfe amerikanischer Mädchen bei ihren Studien, das uns in Deutschland fremd anmüthet, und doch des Lesenswerthen sehr viel enthält. Die Einrichtung mancher Schweizer Institute, den Aus-

ändern Ermäßigung zu gewähren, falls sie sich zum Stundengehen in ihrer Landessprache entschließen, erinnert einigermaßen daran, erscheint uns, unseren Anschauungen von geistiger und körperlicher Arbeit zufolge, dennoch beinahe als das Gegenheil der amerikanischen Sitte. „Stundengehen“, so urtheilt die deutsche Lehrerin, „ist durchaus landesgemäß, aber „Hausarbeit verrichten —!“

Das amerikanische Mädchen, falls es den Drang zum Studium in sich fühlt, die Mittel aber nicht ausreicht, verpflichtet sich, im Kollegium täglich 1—5 Stunden häusliche Dienste zu thun; die Stunde wird jährlich mit 25 Dollar von den Pensionskosten in Abrechnung gebracht. Nicht die groben Arbeiten, Scheuern, Waschen, Kochen etc. werden den Pensionärinnen zugetheilt, sondern solche, die sie ohne großen Aufwand von körperlicher Kraft verrichten können: abstauben, Tisch decken, Wäsche ordnen, Porzellan und Silber putzen, event. bei einigen Küchenarbeiten zur Hand gehen. Die Studentinnen unterziehen hier einer Aufsichterin, kommen aber mit den eigentlichen Mägden in keine Berührung. Miß B. versichert auch nachdrücklich, daß zwischen diesen Studentinnen und jenen, die volle Pension bezahlen, keinerlei Unterschied waltet, ja, daß sie untereinander in den besten Einvernehmen stehen, weil die Amerikanerin in dem Prinzip erzogen ist: Arbeit ehrt und nur durch Arbeit wird ein Vermögen, eine bezugte Stellung erworben. So sind die amerikanischen Eltern, besonders der Farmerfamilien, von Anfang an darauf bedacht, ihren Mädchen die Mittel zur städtischen Pension zu erwerben. (Die Schulen haben so reiche Dotationen und so viele Freistellen, daß es nicht schwer fällt, dort ohne Kosten einzutreten.) Zu diesem Zwecke wird eine „Erziehungshenne“ oder „Erziehungskuh“ bestimmt; Eier, resp. Butter und Milch werden verkauft und der Erlös in eine bestimmte Kasse gethan. Oft wird auch ein „Erziehungsgarten“ gewählt, und das junge Mädchen selbst sorgt dafür, daß Gemüse, Obst und Blumen vortheilhaft umgesetzt werden, damit ihrer Kasse reichlicher Zufluß zufließt. Nicht minder oft kommt der Fall vor, daß ein junges Mädchen in den Ferien, anstatt Erholung zu suchen, sich mit Stundengehen auf dem Lande ein kleines Kapital erwirbt, das ihr dann zur Pensionszahlung zu Gute kommt und ihre häuslichen Dienste vermindert. Das letztere erscheint es nicht sowohl der Arbeitserleichterung wegen, sondern weil solche Beschäftigung doch einigermaßen im Studium zurückhält und dasselbe von vier Jahren auf fünf oder sechs vermehren kann. Ehe eine Amerikanerin aber Wohlthaten annimmt, eher versucht sie es in jeder Weise mit der Selbsthilfe, und ihr praktischer Sinn findet sich in jeder Lebenslage zurecht. Man darf nun allerdings nicht annehmen, daß solche Selbsthilfe etwas sehr Angenehmes sei, auch unter amerikanischen Verhältnissen ist es das nicht. „Wenn“, so schreibt Miß Banks, „die amerikanischen Studentinnen in solcher Weise arbeiten, so thun sie das nicht, weil sie wollen, sondern weil sie müssen. Diese Wege sind keine leichten, keine vorzüglichen; aber ihnen heiligt der Zweck die Mittel und die Noth ist die Mutter ihrer Tugenden nach dieser Richtung.“

Für unsere Savannah-Raucher eröffnen sich immer schlechtere Aussichten. Wie bereits berichtet wurde, hat der Gouverneur von Cuba, General Weyler, die Tabakausfuhr aus Cuba, mit Ausnahme derjenigen nach Spanien, verboten. Diese Maßregel zielt darauf ab, dem Cubanischen Cigarren- und Cigaretten-Großgewerbe den nöthigen Rohstoff zu sichern. Mit diesem wird es nämlich Dank dem Aufstande auf Cuba sehr knapp werden. Das Glend auf Cuba wächst in Folge der durch die Aufständischen angerichteten Verwüstungen von Tag zu Tag. Wer noch Geld hat, um eine Reise zu bezahlen, verläßt die Insel; andere weniger Vermögende fristen ein elendes Dasein. Jeder Dampfer entführt von dem unglücklichen Eiland einige Hundert Weiber und Kinder, deren Väter und Brüder den Aufständischen sich angeschlossen haben. In der Savannah liegt der gesammte Handel völlig darnieder, und schon haben mehrere Großhandlungshäuser es vorgezogen, zu liquidiren, als ihrem unvermeidlichen Untergang entgegenzugehen. Mehr als 5000 Miether haben in dieser Stadt seit 1. Januar d. J. ihre Miethsverträge gelöst. Der andere Hauptartikel des Cubanischen Handels ist bekanntlich Tabak; das Geschäft darin liegt noch schlechter wie das in Zucker. Von einer sonst auf 450 000 Seronen zu schätzenden Erzeugung werden nur 50 000 an den Markt kommen. Nahezu 2000 Familien haben allein in den Monaten Februar, März, April die Provinz Buella Abajo verlassen, um nach Spanien zu gehen. Die Cigarrenfabriken der Savannah haben nur noch für einige Wochen Arbeit; wenn sie geschlossen werden, liegen 50 000 Arbeiter und Arbeiterinnen auf der Straße ohne jedes Unterhaltsmittel für sich und ihre Familien. Während die Ausfuhr Cubas noch im Jahre 1895, wo ja der Aufstand auch schon tobte, einen Werth von 300 Millionen Francs darstellte, wird die des laufenden Jahres, nach Schätzungen von maßgebender Seite, höchstens einen solchen von 75 Millionen Francs erreichen. In Cuba wiegt daher die Ansicht vor, daß die „Perle der Antillen“ nur noch sich erholen kann, wenn alsbald wieder der Friede dort einzieht; noch ein Jahr des jetzigen Zustandes aber werde den unheilbaren Ruin der Insel und den Untergang des Vermögens Aller bedeuten, welche an ihren Handelsbeziehungen interessirt sind.

Redacteur: i. V. Alfred Sebeling. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

## Gefühlsmensch.

Herr Bumprig: Ha, 10 000 Mark Schulden hätte ich also! Donnerwetter, ich möchte nicht in der Haut meiner Gläubiger stecken!

Der Uebergang zur Kultur.

Herr (zum Missionar): Haben Sie den Leuten dort schon ein bißchen Kultur beigebracht?

— O, ja, ein Häuptling giebt sogar jetzt schon ein Kochbuch über die Zubereitung der Weißen heraus!

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Oberpfälzische Geschichten** von J. Baiertlein. Preis geheftet M. 4. —; elegant gebunden M. 5. — (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Baiertlein ist der echte Sohn seiner Heimath und so ward er auch der Dichter der Heimath; im oberpfälzischen Boden liegen die starken Wurzeln seiner Kraft. Ist er auch durch manch anderes treffliches Werk schon allgemein bekannt und beliebt geworden, mit diesem, jüngst erschienenen Bande kommt er als echter Oberpfälzer zu uns und als solcher ist er doppelt willkommen. Denn selten hat ein Land und Leute, Sitten und Gewohnheiten jenes glücklichen Landstrichs an der bairisch-böhmischen Grenze seiner beobachtet und wirksamer dargestellt. Mit liebevoller Hingabe hat er das oberpfälzische Leben beobachtet, und ernste Töne wie sonniger Humor stehen seine gereiften, abgeklärten, alles Hässliche vermeidenden Darstellungsmittel in gleicher Weise zu Gebote, so daß die drei Geschichten des Buches bei Jung und Alt in jeder Familie willkommen sein werden.

— **Schatten der Vergangenheit**. Roman von Reinhold Ortman. Preis geheftet M. 4. —; elegant gebunden M. 5. — (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Das außerordentliche Erzählertalent Ortman's kommt auch in diesem Roman zu vollem Ausdruck. Die starke Spannung, die brillante Technik fehlen ihm nirgends. Was aber das Werk höher stellt, das ist die künstlerische Meisterei eines wirklich tragischen Vorwurfs. Einen besonderen Reiz verleihen die eigenartig leuchtenden, charakteristischen Gesellschaftsbilder aus der Weltstadt, abwechselnd mit köstlichen Landschaftsbildern, aus denen uns der Hauch einer tiefen, aber gesunden Weltabgeschiedenheit herüberdringt.

— **Schüchterchen**. Roman von Anton Freiherrn von Persall. Preis geheftet M. 4. —; elegant gebunden M. 5. — (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Mit kundiger Hand führt uns der Verfasser in diesem Werke in die Kreise der Künstlerwelt und des gesellschaftlichen Lebens einer süddeutschen Residenz ein. Das Lebensbild, das er von diesem Hintergrunde sich abheben läßt, ist ein buntes, vielgestaltiges, doch wird es in einheitlicher Weise von einer anmutigen Frauengestalt beherrscht. Die Heldin des Romans gehört zu den eigenhümlichen Charakteren, die, ohne bedeutend zu sein, doch durch ihre Schlichtheit und Kleinheit einen entscheidenden Einfluß auf ihre Umgebung ausüben: ihre stille Größe entkühlt sich erst in dem ernsthaften Lebenskampfe, den sie auszuhalten haben, und der ihnen Stärke und Festigkeit verleiht. Das kleine „Schüchterchen“ wächst sich vor unseren Augen zur zielbewußten und willensstarken Frau aus und nöthigt uns dadurch ein so großes Interesse ab, daß wir mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Lebensschicksalen folgen und wir zu unserer großen Ernüchterung diese trotz aller tragischen Entwicklungen schließlich eine friedliche und versöhnliche Wendung nehmen sehen.

— **Vergiftete Pfeile**. Roman von C. von Bremis. Preis geheftet M. 4. —; elegant gebunden M. 5. — (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Das sensationelle Thema der anonymen Briefe, die ihre tückische Wirkung bis in die höchsten Kreise ausüben, ist hier zu einem spannenden Roman ausgefaltet worden. Die Grundidee mag der Verfasser wohl aus dem weltbekannten „Fall Koge“ geschöpft haben, der jüngst zu so tragischer Wendung führte, indessen ließ er doch seine Phantasie frei walten, schuf selbstständige Figuren und baute eine eigene Handlung auf. Den Schauplatz derselben bildet eine fürstliche Residenz, in welcher, wie es anderswo ja thatsächlich geschehen ist, die „vergifteten Pfeile“ nach allen Richtungen schwirren und arges Unheil anrichten, ohne daß zunächst der unheimliche Schütze entdeckt würde. Mit hämischer Freude gewahrt er, wie hier und da seine Pfeile „sitzen“, Gatten einander entfremdet werden und Verlobnisse, die mit der Aussicht auf eine glückliche Zukunft geschlossen wurden, sich wieder lösen. Sogar bis an den Thron wagen sich die Verdächtigungen, und es gelingt dem Verläumder wirklich, daß Mißtrauen des Fürsten gegen seine verdienten Rathgeber machzurufen. Aber wie häufig ein Frevler durch ein einziges Versehen in der wohl berechneten Kette seiner Listen entlarvt wird, so geschieht es auch hier. Die aus dem Hinterhalt abgefeuerten Pfeile prallen auf den tückischen Schützen zurück, und ihn selbst trifft das Verderben, während die durch ihn angerichteten Irrungen ihre befriedigende Aufklärung finden.